Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 28 (1938)

Heft: 20

Artikel: Das Pfirsichbäumchen

Autor: Zinniker, Otto

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641051

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mein Töchterlein[fragt

Von Wilhelm Lichtenberg

Wenn Napoleon den Sat prägte: "Kein Mensch ist groß vor seinem Kammerdiener", so gestatte ich mir, ihn zu variieren: "Kein Bater will klein sein vor seinen Kindern." Besonders nicht, solange sie noch im kindlichen Alter und bedingungssos ihrer Umwelt ausgeliefert sind.

Dieses "Bor-seinen-Kindern-groß-sein-Wollen" bringt ja sicher sehr viele Bäter in die peinlichsten Bersegenheiten; kata-strophal aber ist es für den Künstler, die Kinder über die wahre Bedeutung ihres Baters hinwegzutäuschen. Die seineren Schatterungen des Kuhmes verstehen sie ja doch nicht; und ihnen die Wahrheit sagen, diese häßliche, unerbittliche Wahrheit ... Nein, das bringt man einsach nicht über sich!

Der Welt, dieser harten, kalten, nach sestgelegten Maßstäben urteilenden Welt, kann man ja doch nichts vorslunkern. Die Mitwelt stellt ihre Bisa in die Unsterblichkeit nur nach allerstrengster Prüfung aus. Und die Route, die man dahin zu nehmen hat, ist grausam genau sestgelegt. Einen Grenzschmuggel in die Unsterblichkeit gibt es seider nicht. Aber die Kinder, die Kinder! — Müssen sie schon im zartesten Alter wissen, daß es Augenblicksware ist, die man erzeugt? Sie können sich ohnehin so schwer einen Begriff machen von dem Metier, das der Bater ausübt. Sie sehen ringsherum alle die praktischen und vernünstigen Dinge, welche die anderen "Batis" erzeugen, und treten deshalb schon mit einer gewissen Boreingenommenheit an die Erzeugnisse des — sagen wir — schriftstellernden Batis heran. Beinlich ist, wenn die Kinder sich von der Tätigkeit ihres Baters keine rechte Borstellung machen können.

Bei meiner siebenjährigen Eva sind jedensalls sehr lebhafte Zweisel über den Wert und die Eristenzberechtigung ihres Baters ausgestiegen. Ich würde ja mit aller zur Versügung stehenden Strenge gegen die Geringschähung meines eigenen Kindes austreten — wenn ich sie anderseits nicht so ausgezeichnet verstünde. Einige Episoden zwischen Vater und Tochter haben eben doch die Saat des Mißtrauens zwischen uns gestreut.

Womit verdienst du eigentlich Geld?

Eva: Womit verdienst du eigentlich Geld, Vati?

Ich: Ich bin Schriftsteller, Kind. Eva: Was ist das, ein Schriftsteller?

Ich: (febr betroffen): Ein Mann, der schreibt.

Eva: Sonft machst du nichts?

Ich: Nein. Ich schreibe Geschichten, die die anderen Menschen lesen.

Eva: Warum lesen sie sie? Ich: Weil sie ihnen gefallen.

Eva: Gefallen fie ihnen?

Ich (in die Enge getrieben): Nicht immer.

Eva: Warum schreibst du nicht nur Geschichten, die den Leuten gefallen?

Ich (einige Augenblicke sprachlos): Man kann nicht immer nur gute Geschichten schreiben.

Eva (nachdenklich): Gibt es Schriftsteller, die mehr Geld verdienen als du?

Ich: D ja. Sehr viele.

Eva: Die schreiben dann wohl schönere Geschichten?

Ich (beschämt): Ja.

Eva (nach einer Pause): Armer Bati!

Ich: Warum nennst du mich arm?

Eva: Weil du nicht schönere Geschichten schreiben kannst. (Pause.) Du solltest noch einmal lernen, Bati . . .

Ich: Was follte ich lernen?

Eva: Auf Schriftsteller, meine ich. Vielleicht kannst du es dann besser. Damit sich die Mutti nicht mehr so kränkt, weil du so wenig Geld verdienst. Versprichst du mir, Vati, daß du noch einmal lernen wirst?

Ich (beinahe tonlos): Ja, ich verspreche es dir . . .

Wasist "Dichten?"

Eva: Bati, was ist das eigentlich "Dichten"?

Ich: Ich habe dir das doch schon einmal erklärt. Man schreibt für die Menschen Geschichten auf.

Eva: Wahre Geschichten?

Ich (zögernd): Manchmal wahr und manchmal . . .

Eva: Warum sprichst du nicht weiter, Vati?

Ich: Was willst du denn wissen?

Eva: Ob deine Geschichten wahr sind?

Ich: Nicht immer. Eva: Lügst du, Vati?

Ich: Man nennt das nicht "lügen", Kind.

Eva: Aber wenn eine Geschichte nicht wahr ist, dann ist sie doch gelogen. Du lebst also davon, daß du die Leute anlügst . . . Das ist nicht schön von dir, Bati.

Ich: Was ist nicht schön?

Eva: Daß du mir das Lügen verbietest, wenn du den ganzen Tag nichts anderes machst. Wenn du lügen darsst, dann dars ich es auch. (Neberlegt eine Weile.) Du, Bati — wenn ich nächstens lüge, bin ich dann auch eine Schriftstellerin? Ich: Nein

Eva: Wahrscheinlich kann ich noch nicht gut genug lügen? Wie?

Ich: Wahrscheinlich.

Eva (traurig): Du, Bati, könntest du dir nicht einen anderen Beruf aussuchen?

Ich: Warum?

Eva: Ich schäme mich so, daß mein Bati den Leuten nicht die Wahrheit sagt . . .

Das Dentmal.

Eva (vor einem Dentmal): Du, Bati, wer ist dieser Mann aus Stein?

Ich: Gotthelf, mein Kind.

Eva: Wer ift das — Gotthelf?

Ich: Das war ein Schriftsteller, Kind.

Eva: Wie du?

Ich (etwas verlegen): Ja. Wie ich.

Eva: Warum ist er aus Stein?

Ich: Das nennt man ein Denkmal. Berühmte Männer bekommen nach ihrem Tode ein Denkmal.

Eva (ohne zu überlegen): Wo wird dein Denkmal stehen, Vati? Ich (sehr peinsich berührt): Ich . . . ich weiß nicht . . .

Eva (beinahe drohend): Du wirst doch auch ein Denkmal haben, Bati?

Ich (mit schwerem Entschluß): Wahrscheinlich nicht.

Eva: Warum? Bist du denn fein berühmter Mann?

Ich: Oh ja . . . Aber . . . Weißt du, es gibt jest keinen Plat mehr für Denkmäler . . .

Eva: Für dich wird schon noch ein Blat sein. Du bist ja nicht fo groß... (Nach langem Uebersegen.) Du Bati... Bielleicht bist du gar nicht berühmt ...?

Ich: Na, so berühmt wie Gotthelf bin ich nicht.

Rva (traurig): Ich möchte schon lieber das Kind von Gotthelf sein . . .! (Nach einer Weile, bittend.) Bati! Bitte, bitte! Werde berühmt! Mir zuliebe! Bersprichst du mir, daß du berühmt wirst?

Ich: Ja. Ich verspreche es dir. Damit du Ruhe gibst.

Napoleon war eben kein Schriftsteller. Sonst hätte er gewußt, daß man viel eher vor seinem Kammerdiener groß sein kann, als — vor seinem Kinde.

Das Pfirsichbäumchen

Von Otto Zinniker.

Seit Monaten hatte ich keine Zeile mehr an meinen Manuffripten geschrieben. Bom Winter bis zum Hochsommer ging ich mit einem Gefühl innerer Leere umber, die mehr und mehr zu stumpfer Müdigkeit ausartete. Ein bohrendes Berzweiseln am Sinn des Lebens und an jedem Werte künstleriz schen Tuns bewirkte das übrige, um in mir jene Ausgebranntheit zu erzeugen, die mit geistigem Tod auf gleiche Linie zu sehen ist. Berschwunden waren die beglückenden Eingebungen und ausgetilgt die schöpferische Leidenschaft. Aus einer geheimen Bunde rann mir unaushaltsam alles Blut weg. Ich fühlte mich gealtert und wußte, daß dies der Ansang des Sterbens war, obwohl ich voraussichtlich noch manches Jahr zu leben haben werde. Ich war ein Mensch der letzten Fragwürdigteit, ein Zerrbild, ein schwankes Kohr im Wind.

Als die Bereitschaft und die ausgeglichene Stimmung sich wieder einstellten, war es wie das stille Wunder, das sich fast gleichzeitig an einem unserer Pfirsischbäumchen vollzog.

An den Sonnseiten unserer Hausmauern hatten wir Spalierobst gepslanzt. Wir hatten gute, lockere Erde zugesührt und auch mit dem Dünger nicht gespart. Schon im ersten Frühling setzen die regesmäßig gespreizten Zweige Blätter und Blüten an. Die Bäumchen dehnten sich prächtig in die Breite und Höhe. Das Werf des Gärtners war von solchem Ersolg gekrönt, daß wir schon für den kommenden Herbst die ersten süßen Früchte auf unserem eigenen Grund und Boden erwarten dürfen.

Nur einer der beiden Pfirsichbäume sträubte sich gegen das Geset des Wachsens und Früchtetragens. Obschon er die sonnigere Mauerfläche einnimmt, gebärdete er sich wie ein Tauge= nichts. Zwar trieb auch er nach der Verpflanzung Knospen und Blattwert und gab Anlaß zu den schönften hoffnungen. Aber dann auf einmal sperrte er sich und warf alles Grüne ab. Die Blätter falteten sich zusammen, und die Blütenkronen schloffen sich. Er wurde kahl und häßlich und serbelte dem Tode zu. Die letten verdorrten Ausschläge zerkrümelten wie Tabak zwischen den Fingern. Wenn ich seine einst biegsamen, geschmeidigen Zweige befühlte und dann enttäuscht gegen die Mauer fahren ließ, gaben sie ein Geräusch von sich, das sich wie klingel= dürres Grinsen anhörte. Alle liebende Sorafalt, die wir ihm auch jest noch, in seinem Siechtum, angedeihen ließen, murde mit Undank und Berhöhnung belohnt. Schließlich war er nur noch ein Gerippe, ein Spott seiner selbst, erbarmungswürdig

Ich bat den Gärtner, die abgestorbene Pflanze mit Stumpf und Stiel auszurotten und den Schaden möglichst rasch wiedergutzumachen. Aber der Mann, dessen Tagewerf dem sieghaften Bachstum verhaftet ist, schaute mich überlegen an und sagte, daß es nicht weise wäre, den Stab über einem Besen zu brechen, das auf den ersten Blick keinen Segen verspreche.

"Wir haben uns lange genug mit dem Nichtsnut herumgeschlagen; meine Geduld ift zu Ende", erklärte ich.

"Die meine noch nicht", erwiderte der Gärtner und marktete eine letzte Frist ein, die wir dem Pfirsichbäumchen gewähren mollten

"Es ist versorene Liebesmüh", spottete ich und ließ ihn stehen. Deutlich spürte ich sein Lächeln in meinem Kücken. Es war das Lächeln eines Mannes, der ans Leben glaubte, wo ich an Bernichtung dachte.

Es verging kein Tag, ohne daß ich dem Bäumchen einen Besuch abstattete, sein Stämmchen beklopste und seine Aeste betastete. Für mich bestand kein Zweisel mehr, daß alle ausbauenden Säste, aus denen sich bisher sein Leben genährt hatte, die Zellen verlassen hatten. Der Optimismus des Gärteners kam mir vollkommen abwegig und widersinnig vor. Und dennoch sollte er Recht erhalten!

Nach einer regnerischen, tropisch-warmen Sommerwoche entdeckte ich nämlich eines Morgens, daß das Sorgenbäumchen neues schüchternes Grün angesetzt hatte, daß sich einzelne Zweige wieder biegen ließen und daß dem Tod gleichsam ein Schnippschen geschlagen wurde. Die Pflanze, deren Ausrottung beschlossene Sache gewesen war, hatte sozusagen über Nacht den Durchsbruch zur Gnade erlebt. Ich stand vor einem Wunder, das ich zwar nicht zu begreisen vermochte, das mir aber den Mut und das Vertrauen zu mir selber wieder zurückgab.

Wie mancher Wensch ist wie der Pfirsichbaum! Man ertennt, während er lange und schweigend sammelt, bevor er seine Ernte beginnt, nur das Dürre und Abgestorbene und übersieht die im Berborgenen wirfenden Kräfte. Eines Tages gewahrt man, daß vieles von dem, was man für verholzte Zessen hielt, reiches inneres Leben trägt.

Das noch vor Wochen hoffnungslos serbelnde Pfirsichbäumchen ist mein Liebling in unserem Garten geworden. Im Sterben plötlich aufgehalten, reckt es sich heute ohne menschliches Dazutun herzhaft in die Höhe. Es ist für mich der Lebensbaum, an dem ich mich wieder aufrichte, wenn mir etwas Unebenes, Widerwärtiges über den Weg gekrochen ist.

Und wie herrlich werden im nächsten Jahr seine an der Sonne gereiften, gelb und roten Früchte schmecken!

Ferdinand Hodler

Zur Erinnerung an seinen 20. Todestag, den 20. Mai 1918.

"Heute fange ich ein neues Bild an!" — Das klingt im Malerherzen wie Fanfarenton, verscheucht jede Müdigkeit und wedt unbegrenzte Hoffnungen. Da ist die Leinwand weiß und leer, hier liegt die Palette mit leuchtenden Farben besett: In der Mitte steht der Rünftler Ferdinand Hodler mit seiner "Idee", diese mag aus "den Tiefen des Gemüts" stammen, fie mag sich aus einem starten, unvergeglichen Eindruck tonzentriert haben, fie kann auch als ein Stück Natur vor ihm gegenwärtig fein: Die Aufgabe, fie zu "realisieren", fie in der Wirklichkeit der Runft erscheinen zu laffen, bleibt im Grunde immer dieselbe. Vorarbeiten verschiedenster Art find vielleicht vorausgegangen, Entwürfe, Naturstudien, Rompensations=Stiz= zen — jest muß das Werk als solches entstehen! Solcherart war der Eindruck, den wir bei einem Besuch bei Ferdinand Hodler in Genf hatten, als wir noch Studenten an der Afademie waren und den Meister vergötterten, Hodler mit seinem Monumental= stil, ihn, den Bertreter des Expressionismus. Hören wir nun was ein Laie, der das Vergnügen hatte, mit dem Meister in engere Fühlung zu kommen, von seiner Hodler-Freundschaft zu erzählen weiß. Die Redattion.

Einem Künstlergenie ist es wohl möglich, ganz seinem Ideal zu leben, das direkt seine Seele berührt; dieses Ideal sindet sich aber nie im Reiche der Zahlen des alltäglichen Bürokraten.

Eine solche geistige Ablentung bot mir, neben Musit, Hodelers Kunst. Hodler war für mich, als Berner, kein Unbekannter, allerdings mehr vom Hörensagen, als durch die spärliche Zahl von Bildern, die in Bern zu sehen waren.

Ist es also nicht verständlich, wenn mich schon in den ersten Tagen meines Aufenthaltes in der Calvin-Stadt Bilder vom Berner Hodler sesselleten? Doch war ich zu wenig Kunststenner, um mir über seine Gemälde ein Urteil bilden zu können, das damals auf Anerkennung oder Absprechung, auf "Gefallen" oder "Richtgefallen" der Kunst Hodlers lautete.

Fast möchte ich von zwei Seelen in meiner Brust reden. Die eine verneinte Hodlers Malerei als solche, durch den Bergleich mit der üblichen und gewöhnlichen Malerei, die andere, und die war die Stärkere, bejahte meine Ueberzeugung, daß Hodler ein besonders großer Künstler sein mußte, ansonst nicht so viel über seine Malkunst gelästert und gespottet würde.

Monate und Jahre vergingen, bis mir Motive und Ausbrucksweise der Gemälde annähernd vertraut wurden. Wie gerne hätte ich mich über noch so vieles belehren lassen, aber... der Spötter, gewürzt mit dem "esprit schenössun" (genevois) gab es viele, der Berehrer dagegen nur wenige und diese waren mir unbekannt. Mein in Aussicht genommener endgültiger Absichied von Genf beschleunigte mein Borhaben, den großen Künstler einmal an der Arbeit zu beobachten.